

Maria ihren Job gekündigt und wieder angefangen zu studieren.

Ulrika hat sich dafür noch nie interessiert. Sie hat weder den Laptop im Schlafzimmer kommentiert noch gefragt, was Doris damit macht. Sie wischt nur den Staub weg, wenn sie durch die Zimmer jagt und ihre To-do-Liste im Kopf abhakt. Vielleicht ist sie ja sogar auf Facebook. Die meisten sind da. Doris ist auch auf Facebook, Maria hat ihr einen Account eingerichtet. Sie hat drei Freunde. Maria ist eine davon. Und dann ist da noch ihre Nichte Jenny aus San Francisco und deren Sohn Jack. Ab und zu verfolgt sie, was in ihrem Leben so passiert, sieht Fotos und Filme aus einer anderen Welt. Manchmal sogar die Einträge von deren Freunden, wenn die ein öffentliches Profil haben.

Ihre Finger funktionieren nämlich noch einwandfrei. Sie sind langsamer als früher und tun zwischendurch weh, dann muss sie eine Pause einlegen. Sie schreibt, um ihre Erinnerungen zusammenzutragen. Um sich einen Überblick über ihr Leben zu verschaffen. Doris wünscht sich, dass Jenny diese Aufzeichnungen finden wird, wenn sie gestorben ist. Dass sie die Geschichten lesen und die Fotos ansehen wird und sich darüber freut. Dass sie die schönen Gegenstände erbt: die Möbel, die Gemälde, den handbemalten Becher. Denn sie werden hoffentlich nicht gleich alle in einen Container entsorgt? Bei dem Gedanken bekommt sie Gänsehaut, legt die Finger auf die Tastatur und schreibt, um sich abzulenken.

*Die dunkelbraune Holzfassade der Werkstatt war mit Kletterrosen bewachsen, weißen Buschrosen,* schreibt sie heute. Einen Satz. Danach herrscht Stille, und sie reist durch ein Meer aus Erinnerungen.

*Das rote Adressbuch*

A. ALM, ERIC TOT

Hast du jemals einen abgrundtiefen Schrei gehört, Jenny? Einen Schrei aus reinster Verzweiflung? Einen Schrei, der direkt aus dem Herzen kommt und sich in jede menschliche Zelle bohrt, niemanden unberührt lässt? Ich habe in meinem Leben viele gehört, aber sie alle erinnern mich nur an den ersten, den schrecklichsten von allen.

Er kam aus dem Innenhof. Dort stand er. Mein Vater. Sein Schrei hallte von den Steinwänden wider. Das Blut schoss aus seiner Hand und färbte den Frost auf dem Rasen dunkelrot. Ein Bohrer steckte in seinem Handgelenk. Dann verstummte der Schrei, und er sank zu Boden. Wir alle rannten zu ihm, die Treppen hinunter und über den Hof. Meine Mutter wickelte ihre Schürze um seine Hand und hielt seinen Arm hoch. Ihr Schrei war so laut wie seiner, als sie um Hilfe rief. Das Gesicht meines Vaters war erschreckend weiß, die Lippen blau. An alles, was danach geschah, erinnere ich mich nur noch verschwommen. Die Männer, die ihn vom Hof trugen. Das Auto, das ihn abholte. Die eine vertrocknete weiße Rose an der Wand der Werkstatt und der Frost, der sie und alles andere bedeckte. Nachdem alle verschwunden waren, blieb ich auf dem Boden im Hof sitzen und starrte die Rose an. Sie war eine Überlebende. Ich flehte Gott an, dass auch mein Vater so stark sein würde.

Es folgten Wochen des bangen Wartens. Jeden Tag sahen wir, wie unsere Mutter nach dem Mittag die Reste einpackte und sich auf den Weg ins Krankenhaus machte. Brei, Brot und Milch. Oft kam sie mit dem unberührten Esspaket zurück.

Eines Tages kam sie nach Hause und hatte die Kleidung meines Vaters über dem Korb hängen, in dem sie die Lebensmittel transportiert hatte. Ihre Augen waren verquollen und rot. So rot wie das vergiftete Blut meines Vaters.

Danach wurde alles anders. Das Leben war vorbei. Nicht nur das meines Vaters. Der abgrundtiefe Schrei an diesem frostigen Novembermorgen hatte auf brutale Weise meine Kindheit beendet.

*Das rote Adressbuch*

S. SERAFIN, DOMINIQUE

Die nächtlichen Tränen waren nicht meine, aber sie gingen mir so nahe, dass ich manchmal nachts davon wach wurde und dachte, ich hätte im Schlaf geweint. Meine Mutter saß immer im Schaukelstuhl in der Küche, wenn wir ins Bett gegangen waren. Ich gewöhnte mich daran, in Begleitung ihrer Schluchzer einzuschlafen. Sie nähte und weinte; die Geräusche ihrer Trauer übertrugen sich in Wellen in unser Zimmer. Sie dachte, dass wir schlafen. Aber das taten wir nicht. Ich konnte hören, wie sie die Nase hochzog. Ich spürte ihre Verzweiflung darüber, plötzlich allein zu sein, nicht mehr geborgen zu sein im Schatten meines Vaters.

Ich vermisste ihn auch furchtbar. Nie wieder würde er versunken in ein Buch in seinem Lesesessel sitzen. Nie wieder würde ich auf seinen Schoß klettern können und ihn auf seiner Reise durch die Welt begleiten dürfen. Ich vermisste auch seine Nähe, denn in meiner Kindheit wurde ich nur von ihm umarmt.

Es waren schwere Monate. Der Brei, den wir morgens und mittags aßen, wurde immer dünner. Die Beeren, die wir im Wald gepflückt und getrocknet hatten, waren aufgebraucht. Einmal schoss meine Mutter eine Taube mit dem Gewehr meines Vaters und machte daraus einen Eintopf. Und zum ersten Mal seit dem Tod meines Vaters wurden wir alle satt, zum ersten Mal hatten wir rote Wangen und lachten zusammen. Aber das Lachen sollte schon bald für lange Zeit verstummen.

»Du bist die Älteste, du musst jetzt alleine zurechtkommen«, sagte meine Mutter und drückte mir einen Zettel in die Hand. Ich sah, wie sich ihre grünen Augen mit Tränen füllten, bevor sie sich umdrehte und wie besessen die Teller abwusch, von denen wir gerade gegessen hatten. Dieser Moment in der Küche hat sich in meine Erinnerung eingebrannt. Alles ist erhalten, wie in einem Museum. Ich erinnere mich an jedes Detail. Der blaue Rock, an dem sie gerade arbeitete, der auf einem Hocker lag. Der getrocknete Schaum am Topf mit den Kartoffeln, der beim Kochen übergelaufen war. Die eine Kerze, die dem Raum Licht spendete und dunkle Schatten erzeugte. Die Bewegungen meiner Mutter, die zwischen der Spüle und dem Esstisch hin und her lief. Ihr Kleid, das ihre Beine umspielte.

»Was meinst du damit?«, stieß ich hervor.

Sie unterbrach für einen Moment ihr geschäftiges Treiben, sah mir aber nicht in

die Augen.

»Wirfst du mich raus?«

Wieder keine Antwort.

»Jetzt sag doch endlich was! Setzt du mich vor die Tür?«

Sie stand an der Spüle, den Blick gesenkt. »Du bist jetzt groß, Doris. Und das ist eine gute Arbeit, die ich dir besorgt habe. Auf dem Zettel steht die Adresse, du siehst, das ist auch gar nicht weit weg von uns. Wir werden uns sehen können.«

»Und was ist mit der Schule?«

Mama hob den Kopf und starrte ins Leere.

»Vater hätte das niemals zugelassen, dass du mich aus der Schule nimmst. Jetzt noch nicht! Ich bin noch nicht so weit!«, schrie ich.

Agnes rutschte unruhig auf ihrem Stuhl hin und her.

Ich ließ mich auf einen Stuhl fallen und brach in Tränen aus. Meine Mutter setzte sich neben mich und legte mir eine Hand auf die Stirn. Sie war kühl und feucht vom Spülwasser.

»Bitte, nicht weinen, mein Herz«, flüsterte sie und lehnte ihren Kopf an meinen. Es war so still im Raum, dass ich fast hören konnte, wie ihr die dicken Tränen über die Wangen liefen und sich mit meinen vermischten. »Du kannst immer an deinem freien Tag nach Hause kommen. Jeden Sonntag.«

Der geflüsterte Trost wurde zu einem Murmeln, das mich in ihren Armen in den Schlaf wiegte.

Aber am nächsten Morgen wachte ich auf und sah der brutalen und unleugbaren Wahrheit ins Gesicht, dass ich gezwungen war, die Geborgenheit meines Zuhauses für eine ungewisse Zukunft zu verlassen. Ohne Protest nahm ich die Tasche mit meinen Sachen, die mir meine Mutter gab. Ich konnte ihr nicht in die Augen sehen, als wir uns verabschiedeten. Ich umarmte meine kleine Schwester und ging. Ohne ein Wort. In der einen Hand trug ich die Tasche, in der anderen drei Bücher meines Vaters, die ich mit einer dicken Schnur zusammengebunden hatte. Auf dem Zettel in meiner Jackentasche stand ein Name, den meine Mutter mit zierlichen Buchstaben aufgeschrieben hatte: *Dominique Serafin*. Darunter standen ein paar Instruktionen: *Mach einen ordentlichen Knicks. Sprich deutlich*. Ich ging durch die Straßen von Södermalm auf mein neues Zuhause zu: *Bastugatan 5*.

Als ich die Adresse erreicht hatte, blieb ich eine Weile vor dem modernen Gebäude stehen. Die großen schönen Fenster waren von roten Holzrahmen eingefasst. Die Fassade war aus Stein, und ein schönes Kopfsteinpflaster führte in den Innenhof. Kein Vergleich zu dem einfachen Holzhaus, das bis dahin mein

Zuhause gewesen war. Da kam eine Frau aus der Eingangstür. Sie trug glänzende Lederschuhe und ein weißes Kleid, ohne Taille. Auf ihrem Kopf saß ein beiger Glockenhut, den sie sich tief ins Gesicht gezogen hatte, und am Arm baumelte eine kleine Ledertasche in der gleichen Farbe. Ich strich beschämt über mein schlichtes, knielanges Wollkleid und war gespannt, wer mir die Tür öffnen würde. War Dominique ein Mann oder eine Frau? Ich wusste es nicht, diesen Namen hatte ich noch nie gehört.

Langsam ging ich die Marmortreppe in den zweiten Stock hoch, blieb auf jeder Stufe stehen. Die Flügeltür aus dunklem Eichenholz war größer als alle Türen, die ich je gesehen hatte. Der Türklopfer war ein großer Löwenkopf. Es hallte dumpf durch das Treppenhaus, und ich starrte dem Löwen ängstlich in die Augen. Eine Frau öffnete die Tür und nickte mir zu, sie war ganz in Schwarz gekleidet und trug eine weiße Schürze. Ich faltete meinen Zettel auf und wollte ihn ihr zeigen, als dahinter eine zweite Frau erschien. Die Schwarzgekleidete wich zur Seite und stellte sich mit geradem Rücken an die Wand.

Die andere Frau hatte rotbraunes Haar, das in zwei langen Zöpfen geflochten zu einem dicken Knoten im Nacken gewickelt war. Um ihren Hals hingen mehrere Reihen aus weißen, ungleich großen Perlen. Ihr Kleid war aus glänzender grüner Seide, reichte ihr bis zur Wade und hatte einen plissierten Rock, der raschelte, wenn sie sich bewegte. Sie war wohlhabend, das sah ich sofort. Sie musterte mich von oben bis unten, nahm dann einen Zug von ihrer Zigarette, die in einem langen schwarzen Mundstück steckte, und blies den Rauch zur Decke.

»Sieh mal einer an«, ihr französischer Akzent war deutlich zu hören, ihre Stimme ganz heiser vom Rauchen, »so ein hübsches Mädchen. Du darfst bleiben. Na komm, komm rein jetzt.«

Mit diesen Worten drehte sie sich um und verschwand in der Wohnung. Ich blieb auf der Fußmatte im Treppenhaus stehen und klammerte mich an meine Tasche. Die Schwarzgekleidete gab mir mit einem Nicken zu verstehen, dass ich ihr folgen sollte. Wir liefen durch die Küche zu der dahinterliegenden Dienstmädchenkammer, die ich mit zwei anderen teilen würde. Ich legte meine Tasche auf mein Bett. Ohne eine Aufforderung nahm ich das Kleid, das dort lag, und zog es mir an. Zu diesem Zeitpunkt wusste ich noch nicht, dass ich das jüngste der Dienstmädchen war und ich darum mit allen Aufgaben betraut werden würde, die keine der beiden anderen ausführen wollte.

Danach setzte ich mich auf mein Bett und wartete. Die Füße hatte ich dicht nebeneinander gestellt, die Hände gefaltet in den Schoß gelegt. Ich erinnere mich